

In jeden Fluss
mündet ein Meer

A mis padres
Francisca Oliver Domínguez de Agüera y
Francisco Agüera González

José F. A. Oliver

In jeden Fluss mündet ein Meer



Matthes & Seitz Berlin

Kennst du diese Momente? hatte mich Ramón gefragt. Er meinte, so übersetze ich es mir jetzt, die Momente, in denen wir unserem anderen Sein begegnen, dem Sein, gegen das wir uns entschieden haben, als wir uns selbst wählten.

Deniz Utlü



Wer die Fremde annimmt, auch die eigene,
stiftet eine Kultur der Vielfalt. Dabei ist Toleranz
ihr Weg und nicht ihr Ziel. Indem ich annehme,
was ich nicht verstehe, beginne ich zu begreifen.
In diesem scheinbaren Widerspruch schöpft sich
letzten Endes jede Form von Integration.

Andalusien ist eine Uhrzeit: *ahora*

Alles sei Fluss und das Gedächtnis ein tiefer Brunnen. Unergründlich. »In ihm findest du jene Geheimnisse, die wir als Geschichte bezeichnen!« *Historia*.

Ich ahne, dass es Großvater war, der mir diese Sätze in meine Träume geschmuggelt hat. Großvater, den ich, wenn wir miteinander »Wörter« spielten, *Capitán del Mar* nannte. Ich sah ihn nur einmal im Jahr. In den großen Ferien. *Marinero*, sagte er dann. Er sei ein Meermann. »Und ein Schmuggler!« Darauf legte er Wert. Zu Lande. Zu Wasser. Ich denke oft an ihn. Besonders dort, wo ich begreifen möchte, was ich sehe. »Erklär mir Andalusien!«, sagte ich eines Abends. »Erklär mir den Wind!«, antwortete er. »Das Wasser. Das Land!«

Großvater war ein Schmuggler singulärer Art. Seine Ware passierte jede Zollschranke, hatte den Bürgerkrieg überstanden und die Diktatur danach. Fast. Was er schmuggelte, war nicht mehr selbstverständlich und offenbarte doch das Überleben seiner Tage und Nächte. Brot und Bücher. Hunger und Wissen. Es war das ernste Spiel aus Wörtern

und Sätzen, wohlüberlegtem Aufbegehren und filigranem Widerstand. Auch unser Spiel. Daraus formte er Geschichten. Immer. Wonach ich ihn auch fragte. Dann schien er seine Sätze nicht laut auszusprechen, sondern die Worte ins Weite zu lächeln, tunkte das Brot ins Olivenöl und sinnierte. Sätze, die er mir schließlich doch verriet und auf meine eigenen Reisen mitgab, bevor ich spätabends einschlieft. Einer davon lautete: »Andalusien ist eine Uhrzeit. Jetzt!« So lernte ich den Augenblick kennen.

Im Spanischen heißt jetzt *ahora*. Die Uhrzeit als Augenblick, der ist; nie war, allenfalls gewesen ist. Jede Vergangenheit ist Gegenwart. Ein Atemzug, auch dort, wo ich zurückschauen. Und plötzlich ist der »Seufzer des Mauren« vor den Toren Granadas nicht mehr nur ein Fleckchen Erde, sondern ein Jetzt, da der letzte Herrscher Granadas, Boabdil *el Chico*, der eben erst den Katholischen Königen die Stadtschlüssel überreicht hat, damit die Alhambra nicht zerstört werde, auf der Flucht in die Alpujarras ein letztes Mal auf Granada blickt und seufzt. Harsch hatte seine Mutter dem besiegten Herrscher gesagt: »Weine wie ein Weib, um das, was Du nicht wie ein Mann zu verteidigen wusstest.« So ist der Berg zum heutigen *Suspiro del Moro* geworden – wahrende Geste einer demütigen Größe im Eingeständnis einer Niederlage. Und Ronda ist nicht mehr nur das architektonische Wunder aus Naturverwerfung und Menschenansiedlung, sondern vielmehr das Sinnbild einer Notwendigkeit, sich der Landschaft anzudienen. Wer das erahnt, beginnt Andalusien zu verstehen, den Guadalquivir, der die Orangen und Zitronen aus den Gedichten

Lorcas blühen lässt; die Mondin, die als Komplizin jeder Erregung Schattenwürfe erkundet; den Schnee der Sierra Nevada, das Wasser der beiden Flüsse Granadas, Dauro und Genil, das auf die Zunge der Betrachtung Weizensamen streut; die Olivenfelder Jaens, auf denen sich das ursprüngliche Meer weitersingt. In jeder Olive, die mundet, schmeckt der Überlebenskampf der Tagelöhner die Poesie, die das Glas zerspringen lässt. Das Netz, die Arbeit, der Trockenlohn.

Andalusien ist ein Alphabet aus Werden und Vergehen. Die Erinnerung an die Vergangenheit schöpft diese Augenblicke einer Seinsform. Geschichte und ihre Geschichten. *Historia e historias*. Unverhoffte Begegnungen im Verwehenden. Zwischen den Meeren, die aufeinanderprallen, und den Völkern, die sich miteinander anlegen. Bis heute. Gibraltar, beispielsweise. Die Enge, die Hoffnungsfurt. *Vida y muerte*. Auch das ist Andalusien: Leben und Tod.

Manchmal sind Worte Stolpersteine. Bisweilen reicht der Bedeutungshof eines Wortes, um Ort zu werden. Oder umgekehrt. Tod ist eines dieser W:orte. Das Wort nimmt dich an die Hand, als ginge es mit Dir durch diese Welt. Von klein auf. *Der Tod*. *La muerte*. In der deutschen Sprache männlich, im Spanischen weiblich. Ob das schon der Beginn einer langen Erzählung ist? Einer Erzählung, die irgendwo beginnt und irgendwo aufhört. Ein Erzählen vom N:irgendwo ins N:irgendwo? Gerade in Andalusien?

Von Juan Ramón Jiménez, dem andalusischen Nobelpreisträger für Literatur aus dem kleinen Städtchen Moguer in der Provinz Huelva, wird erzählt, dass er seine Bücher in jungen Jahren mit Juan Ramón Jiménez signiert habe, später dann mit JRJ und schließlich, gegen Ende seines Lebens, mit »andaluz universal«. Muss ich das übersetzen? Universalität braucht nicht von einer Sprache in die andere geschmuggelt zu werden, gleichwohl ist sie immer wieder von Neuem zu erfinden und zu gestalten. Auch das ist *Andalucía*.

Mit 11 Jahren, viel zu jung, musste ich meine erste Todesnachricht überbringen. Nicht dass es mir eine unüberwindbare Fährnis gewesen wäre. In der Emigration wurde ich schon als Kind zum Übersetzer. Vor allem der Dinge, die ich nicht verstand. Ich war seltsam berührt. Der tote Körper wie ein Christus bei einer Karfreitagsprozession aufgebahrt. Im unendlichen Korridor in der Calle Chaves, Nr. 14. Einer Sackgasse. Im Compás de la Victoria, im Herzen der Altstadt von Málaga. Unweit der Plaza de la Merced, wo Picasso einst geboren worden war und sein Geburtshaus in unseren Tagen ein Museum ist. Picasso, von dem ich meinem Urgroßonkel ein Bild verdanke, das unbezahlbar ist. Pablo, der seine Kreidezeichnungen auf dem Gehweg vor dem Haus nach den Ermahnungen seiner Mutter samstags immer wieder wegwischen musste. Dort, ganz in der Nähe, steht das Haus meiner Großeltern. Eine bucklige Bastion aus republikanischen Zeiten zwischen all den Hochhäusern, die nach und nach aufgerichtet worden sind. Oder ist es nur ein Mahnmal? Ein Überbleibsel? Wo Ahnung und Ahnen sich umarmen? Vielleicht. Wie

vielerorts in Andalusien. Ein trigonometrischer Punkt der Vergänglichkeiten aus verlassenen Burgen, wundgebeteten Klöstern, ausgetrockneten Flüssen.

»Maria de los Perros« war Großmutter gerufen worden, weil sie so viele Hunde besaß, mit denen sie tagein, tagaus ihr Leben teilte. Hunde, Bücher, neun Kinder. »Maria von den Hunden«. Und jeder Hund trug den Namen eines längst verblichenen europäischen Kaisers, Königs oder sonstigen Hoheit. Geschichte und Geschichten. *Ahora*, jetzt, da ich dies niederschreibe, fällt mir auf, dass die einzige Frau in jener tier-, adels- und bücherleidenschaftlichen Konstellation Großmutter war. Der lange Korridor ist heute noch ein erster Gruß ins Offene, für diejenigen, die das Haus betreten. Raumdurchflutet im Sinnstiftenden der Verabredungen. Links und rechts an den Wänden Stühle und die Ahnengalerie der Familie. Die Schwarzweißaufnahmen leicht beschienen von der Morgen- oder Abendsonne, die zögerlich in den *patio* einfiel. Keine Mittagsglut, dafür frühes oder spätes, sanftes Licht. Am Nachmittag war das Tor, eine Tür wäre zu schwächlich, zum *patio* hin verschlossen. Um den Toten herum saßen verdingte Klageweiber. Eine bleibende Wirklichkeit. Erinnerungen aus stummpolierten Bildern, die anbränden. Wie aus dem Nichts. Plötzlich da. Wo kamen jene Frauen her? Wer waren sie? Weshalb dieses Schluchzen und Aufheulen? Warum dieses selbstgeißelnde Überschlagen der Hände mit jedem Schrei, den sie aus sich herauspressten. Vom Gesicht auf die Oberschenkel und zurück vor die unheimlichen Tränenaugen. Das ist mein eindringlichstes Bild von Andalusien. Unbe-

kannte Frauen, schwarz gekleidet; ihr Jammer Passion und Furcht zugleich. Eine ständige Karwoche. Die unendliche Pilgerschaft der Not.

Überforderung war mir ein Fremdwort zu jener Zeit. Ein Begriff, den ich nicht in meinem Wortschatz wusste. Wie viele andere Wörter, die mir erst im Laufe meines Lebens wurden. Aber ich war aufs Eigenwilligste berührt, um nicht zu sagen verängstigt. Eingeschüchtert. Dennoch. Ich hatte mich einer Wahrheit zu stellen, auch wenn ich sie damals nicht fassen konnte. Als ältester Enkel war es ungefragt meine Aufgabe gewesen, in Deutschland anzurufen, um den schlichten Satz zu sagen: »Großvater ist tot!«

Mein Meermann war nicht mehr. Zumindest nicht derjenige, den ich als »marinero« kennengelernt hatte. Großvater, der mir nicht nur in seinen Worten die Hand entgegenstreckte, sondern den ich auf jedes Schiff im Hafen begleiten durfte, der mich nachts zum Fischen weckte und mich das Zuhören lehrte, den Alten zu lauschen, den Fremden, die ich nicht verstand, und dem Meer, das seine Geschichten preisgab. *La mar* – wie er meistens sagte. Manchmal sei das Wasser *el mar*, manchmal *la mar*. Ausgespannt zwischen Meer und Meerin.

»Psst! Nicht reden!«, hielt er mich an, wenn wir uns auf seinem Fischerboot soweit von der Küste entfernt hatten, dass die Straßenlaternen und das Blinken des Leuchtturms ein glitzerndes, buntes Flackern wurden, mit dem meine Finger spielten. Schöne Lebensschule der Imagination. Ich

erzählte Großvater davon. Sagte, dass mir die Lichter wie Glasmurmeln vorkämen. Alles in meiner Hand. »Ja«, sagte er, »und hörst Du, wie still das Licht ist? Still wie die Nacht, die schweigt, damit sie dem Wind zuhören kann?« Dann lauschten wir dem Meer. Und er erzählte mir von den Schiffen der Phönizier, den Handelsniederlassungen der Griechen und der Sprache der Römer. Von den Hebräern, den Ägyptern und *los gitanos*. Von Iberern, Kelten und Goten. Von Córdoba und einstigen Apotheken und Bibliotheken, von der hohen Zeit der Mathematik, dem Glanz der Philosophie und vom Gedächtnis der unzähligen Ruderschläge all derjenigen, die ankamen oder niemals ankommen sollten. Vom Lautvermächtis der Wasser und vom Land, seinem leibhaftigen Echo. Ich hörte den Gebetsruf der Giralda, roch den Jasmin im Zirpen der Grillen und dachte an das Weihnachtsgebäck verwaister Klosterküchen. Irgendwann schwiegen wir und übergaben die Geschichten dem Meer. Wir wurden selber ein Teil der Wanderung.

Wenn ich heute in Andalusien bin, dann gönne ich mir den Augenblick und die Stille der Zypressen, schöpfe Bilder aus dem Duft des Rosmarins und den alten Steinen ins Heutige und buchstabiere jeden Tag mindestens einmal »ahora« in meinen Terminkalender. Ja, Andalusien ist eine Uhrzeit. Rafael Alberti redet in einem Gedicht sogar mit ihr und sagt: »Ich träume von einer Zukunft, auf der kein Gestern lastet.« Gibt es schönere Verse, die den Augenblick ersehnen? Die Nostalgie, dessen Atemzug zu sein? Es ist, als sagte das Meer, ich will einfach nur Meer sein, oder als schaute das Auge ins Wort *ahora*.

Wenn Großvater mit leeren Netzen zurückkehrte, sprach er von *el mar*. Wenn er einen guten Fang nach Hause tragen konnte, war das Wasser immer *la mar*. »Dem Meeremann die Meerin«, sollte ich Jahre später in einem Gedicht schreiben.

Am Tisch des Traums und W:anderswo

Ausflüge sind mir nicht nur ein vorübergehendes Labsal, vielmehr Ermunterung, die anhält, in Zeiten ausgemergelter Stille. Manchmal, nicht nur in meinen kühnsten wortkularischen Wachträumen, besuche ich deshalb schon früh am Morgen einen betörenden Wochenmarkt, den ich nicht genau verorten kann und dennoch immer wieder finde. M:einen Markt der Alphabete. Ein wundersamer fröhlicher Markt. Dort mehren nämlich Buchstabenwechsler*innen auf ihrer Tauschbörse aus Wörtern und W:orten das poetische ABC der Freude im Widerstand. Ich mag die Marketender*innen der Alphabete aus aller Welt. Und ich glaube, Sie schätzen auch mich als poetischen Kunden.

Für gewöhnlich schlendere ich zunächst ein wenig umher, schaue hier, schaue dort, um zu erkunden, was es Neues gibt oder wer – meist zum Leidwesen meiner Fantasie – einen mir bis dato vertrauten Stand aufgeben hat. Das kommt bedauerlicher Weise in letzter Zeit immer häufiger vor; bis ich schließlich fündig werde und ganze Körbe voller Zeichen, Buchstaben, Wörter und Sätze nach Hause schmuggle. Ich bezahle dafür selbstverständlich in meiner

eigenen Währung. Für die Buchstaben G E L B A etwa mit den Buchstaben a N D e K. Denn das ist das Geheimnis des Buchstabenwechselns. Ich reiche dir meine Selbst- oder Mitlaute und du mir deine. Wir werfen uns die Wörter und Sätze zu wie Bälle. So entstehen die schönsten Geschichten, ungeahnte *Alphadoten*.

Abends lade ich mir dann, je nach Laune und Gelegenheit, immer wieder Gäste ein, die meistens einen gesunden Appetit aufs Zuhören und Erzählen mitbringen, weil ich natürlich für meine Festtafel um sich g:reifender Worte, Sätze und Wunderlichkeiten diese Verrückungen, die ganz Ohr und Mund sind, brauche, um später, in der Nacht, bevor ich einschlafe, sagen zu können: »Heute war ich glücklich verrückter!« Ich liebe schön-fiktive Tische ins Wirkliche. Sie täglich von Neuem zu decken, um eine Spur wortb:leibender zu w:erden.

Ich bin eine Gabel und führe mir, von eigener Hand ans Wort genommen, das Essen in den erwartungsfrohen Mund. Ich bin also Buchstabenhand und transportierende Gabel in einem. Mein Mund öffnet sich folgsam und sanft bei der ersten Lippenberührung mit den fein herausgeformten Zinkelchen, nicht gierig, und ruft sich dabei natürlich unweigerlich auch den Geruch des Messers ins Gedächtnis. Quasi eine Art Berührungsvermächtnis der Lippen, die genießerisch kundig sind. Aus Erfahrung gespeist. Klar, denn ich bin ja auch mein eigenes Messer. Ich bin mein eigenes Messer, immer wenn ich die Form einer Gabel annehme. Das ist nur ein kleiner Schnitt. Dem Löffel sei

Dank! Zumindest seit ich es aufgegeben habe, mit den Fingern zu essen. Da habe ich den Salat. Nun muss ich alles auslöffeln. Gabelpräsenz, Messerherkunft und belöffelndes Futur I und II: Wer bin ich. Wie bin ich. Und – vor allem: wo bin ich. Und wann! Anders gesagt habe ich in dieser alles andere als oberflächlich betrachteten surrealen Wirklichkeit von »Friss oder Stirb!« die riesige Aufgabe(l), mich der Frage zu stellen, wohin ich b:leibe. Ja, wir messern uns alle durchs Üb:erleben, vergabeln uns, um zum Schluss doch alles auszulöffeln.

Das Lebensbesteck ist wahrlich kein einfaches Orientierungsgeschirr für all das, was wir selbst kontinuierlich ansetzen. Deshalb: Verzichten wir auf Rezepte und richten uns einfach nur an, was wir selber niemals für möglich gehalten hätten. Kochen wir doch einfach ein unerwartetes Süppchen. Achten wir aufs Geschenk der frischen Fantasie und widmen uns nicht den vorgekochten Fertigpackungen des Poetischen! Sanft-anarchisch wie Hände, die zärtlich die Welt entdecken. Würzen wir die Gegenwart mit dem wohl dosierten Meersalz des Vergänglichlichen für den hoffnungsfrohen Gaumen ins Heutige. Wie das gehen soll? Ganz einfach: Jetztkünftig! Mindestens 1 Prise, pardon 1 Brise lang.

Transit und Wortzubringer

Bin Ohr und Bleistift, Reisender; Radiergummi, Noma-
denkoffer, wald- und meeressüchtig; auf Straßen, Schie-
nen, Wanderwegen. Aufgehoben in Transiträumen. Ruhe
bieten mir, wenn überhaupt, Augenblickspoeme, ihr lyri-
scher Atem und vernarbte Zärtlichkeiten. Es gibt ein Ge-
dächtnis, das sich selber aufsucht, und seine wunden Orte
der Notwendigkeit ins Schreiben. Jedes Schreiben eine
Einladung, Gast zu sein – im Schreiben. Ins Offene gehen,
in die Vergänglichkeit(en). Wider alle Grenzen.

Meine Schreiborte waren gar viele. Ich erinnere stibitzte,
leicht lädierte Obstkisten, die ich mit sieben oder acht zur
provisorischen Schneidersitzablage zusammengezimmert
hatte. Später sollte es eine Biedermeier-Kommodenschub-
lade sein, deren Dienste ich in Anspruch nehmen würde.
Montiert auf Küchenstuhlbeine und der um ein Drittel ab-
gesägten Leiter unseres Kinderzimmer-Doppelstockbettes,
das ausgesorgt hatte. Viele der Vers-Ursprünge meiner heu-
tigen Gedichte auf unterschiedlichen Tischvorrichtungen
und ihre Geheimverstecke als Lautverbündete. Das Leben
als abschließbares Tagebuch der Orte, die ich niemandem
verriet. Vorzugsweise hinter *de Holzbiüge* unterm *Trippel*.

Nicht auszumalen, wenn die fragilen Maulwurfsgänge aus Holzschichtkonstruktionen zu meinem ausgehöhlten Schreibgemach eingebrochen wären. Ich war ständig auf der Hut, nicht entdeckt zu werden bei den poetischen »Ich-versteh-die-Welt-nicht-Abenteuern«.

Schon damals sollte Schreiben etwas Lebensgefährliches in sich tragen. Nicht zu vergessen die Teenager-Sommer-schattenpoesie. Stürmisch selbstbewusster natürlich und öffentlicher präsentiert. Im Schutz des alten Quittenbaumes *uff de Matte*. Auf der Wiese hinterm Haus auf einem Gartentisch vor meinen versammelten Freunden. Dazwischen schoben sich beim endgültigen Abschied der letzten Kindertage Notizen auf einem viel zu schnell anlegenden Ausflugsschiff von Konstanz Richtung Meersburg. Der Kielspur nachsinnierend. Den Blick samt Block in der Hand meiner jugendlichen Eskapaden ins Herang:reifende des Schreibens. Das Wasser als Wellenschreibtischplatte. Die Mooslichtung im Tannenwald. Die Mai-Schneekapelle hoch über einem Seitental von Hausach-Dorf. Schließlich einmal im Jahr das Extrem. Hinter Felsen und aufgeschütteten Dünen die brennenden Urlaubsfüße der sonnenbetäubten Imagination. Tintenschrift, die gleißend schnell ausbleichen sollte. Wartende Heimwärts-Strände an der von den Eltern noch heißer ersehnten Costa del Sol, die ich für sechs Wochen (im Exil) zu absolvieren hatte. Ein erzwungener Tausch der Satteltaschen voller Bücher meiner samstäglichem Fahrradtouren im Kinzigtal oder der Einkehr bei meinem nicht minder geliebten Staubschreibtisch – m:eine spuren-schöne alte Hobelbank – auf dem